

(Nachdruck verboten.)

91

Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Neustädter.

Lage und Wochen wartete sie in voller Spannung. Aber der Professor blieb stumm.

„Ja so, Regina, man glaubt, es sei nur eine Marotte. Man hat Dich behandelt wie ein Tier, dem man das Junge nimmt, und man glaubt, Du vergißt es nach einigen Tagen. Ja ja, vielleicht behalten sie Recht. Vielleicht bist Du auch nicht viel besser.“

Und sie lächelte gespannt, während der Schaukelstuhl stillestand.

Aber nach diesem ersten Schritte mußte ein zweiter getan werden. — Doch — wo sollte sie hin? Alle Wege führten über den Professor. Und wenn er sich weigerte, den Aufenthalt des Kindes zu verraten? Was dann? So glückte denn das Spiel, das man gegen sie aufgenommen hatte, und sie konnte wohl niemals ihr Verbrechen gutmachen. — Aber wenn sie jetzt zum Professor reiste, hat, drohte? Und wenn er unerjütterlich war? Was dann? Regina, was dann?

„Was hast Du angerichtet?“

Sie hielt den Schaukelstuhl an und faßte sich an den Kopf. Sie sah den Tag kommen, wo sie den Verstand verlieren könne. „Regina, was hast Du angerichtet?“

Und jetzt begannen einige merkwürdige Tage. Sie befand sich in peinlichster Unruhe, entwarf einen Plan nach dem anderen. Sie geriet in immer heftigere Wut gegen denjenigen, der ihr das Kind abgeliefert hatte, ihre Schuld bedrückte sie schwerer und schwerer, ihre Feigheit erschien ihr stets schlimmer. Die Grübeleien ließen ihr keine Ruhe. Ihre Sehnsucht nach dem Kinde wurde immer brennender. Aber was sollte sie tun?

Und inmitten dieses aufreibenden Gemütszustandes begann in ihrem Innern ein Glücksgefühl zu entbrennen, sie fühlte sich kräftiger und empfand neue Lebenslust. Die Zukunft schien verlockender. Der nächste Tag verursachte kein Grausen, er konnte eine Gabe bringen. Aber warum blieb sie noch hier, da ihr der Boden doch unter den Füßen brannte. Sie benahm sich wie ein lebenslänglich verurteilter Gefangener, der plötzlich einen Ausweg zur Flucht und Freiheit entdeckt — und doch zögert. Weshalb? Es kostet nämlich einen Sprung, einen kühnen Sprung ins Dunkle.

Sobald sie ihr Kind zu suchen begann, konnte es nicht länger verborgen bleiben. Der Weg zur Mutter bliebe auf immer versperrt. Auch die Familie . . . die Tanten, die Cousinen . . . ein Mann, die Achtung aller Welt. Eine Menge schlimmer Wurzeln mußten ausgerissen werden, und ihr ganzer bisheriger Kampf, um es zu verbergen, würde also vergebens gewesen sein.

Aber die Wahl bedrückte. Einerseits lockte das Kind. Eine Mehrheit von Stimmen widerriet andererseits. Bei dem Kinde drohte die Schande der Welt gegenüber, dort der Schimpf sich selbst gegenüber. Die Nächte erschienen endlos. Sie empfand einen Heißhunger, diesen Nezen der Rüge und Verstellung zu entkommen. Für ihr Kind konnte sie vielleicht alles erdulden.

Und die Tage verstreichen. Der Winter ist gekommen.

IX.

Gegen Weihnachten kehrte Regina eines Tages von einem Spaziergange zurück und hatte starken Schüttelfrost und Kopfschmerzen. Sie mußte sich sofort zu Bette legen und bekam im Laufe des Tages hohes Fieber.

Wie sie in ihrem Zimmer lag, befiel sie wieder das bedrückende Gefühl des Alleinseins. Und wenn sie jetzt todkrank wurde? Mutter konnte nicht herkommen. Und wenn sie starb, wie würde es ihrem Kinde ergehen? Hier lag sie unter völlig Fremden durch eigene Schuld.

Während die Zähne unter Frostanfällen klapperten, begann sie zu jammern, und ein stechender Schmerz ging ihr durch die Brust.

Eins der Dienstmädchen kam herauf und setzte sich zu ihr. Es war das grauhaarige bleiche Mädchen aus Norwegen, das bei dem Großhändler seit dessen Verheiratung war.

Regina fragte: „Kommt der Arzt nicht?“

Die andere antwortete: „Wir haben zu ihm geschickt. Aber er kann erst des Abends kommen.“

Das Warten erschien ihr endlos. Das Zimmer wurde dunkel. Napoleon vor Moskau wurde zu einem häßlichen Vogel. Die Zimmerdecke begann zu rollen, daß ihr schwindelte, dann versank sie in glühendheiße Finsternis, sank immer tiefer.

Sie erwachte, als Licht angezündet wurde; Doktor Lindström stand vor ihrem Bette. Er sprach mit angenehmer, gedämpfter Stimme. Sie war ganz wirr, einen Augenblick bildete sie sich ein, er sei ihr eigener Sohn. Sahen sie nicht jeden Sonntag zusammen in der Kirche und begleitete er sie nicht stets und ehrte sie?

Man legte einen Thermometer unter ihre Armhöhle. Dann wollte er ihre Brust untersuchen. Aber da erwachte sie tief erschreckt: „Dann wird er ja sehen, daß ich ein Kind gehabt habe!“ dachte sie und begann krampfhaft ihr Hemd mit beiden Händen festzuhalten.

Aber er lächelte, zog ihre Hände fort und knöpfte auf. Sie mußte sich sehen. Als er fertig war, sagte er, sie müsse fest zugebunden liegen bleiben, und als er auf dem Korridor war, hörte sie ihn zum Großhändler sagen, der draußen wartete, daß sie Lungenentzündung habe.

Sie dachte nicht darüber nach, dachte bloß immerfort: „Hat er etwas bemerkt? Erzählt er es?“

Eine kleine Lampe wurde angezündet, eine Zeitung vorgehängt, daß das Licht der Kranken nicht die Augen blenden sollte.

Während der Nacht irrte Großhändler Platen, in seinen Schlafrock gehüllt, planlos durch alle Zimmer. Er war aschgrau im Gesicht. In der letzten Zeit hatte er geglaubt, daß dies . . . daß es überwunden werden könne. Aber jetzt, da sie vielleicht sterben konnte, jetzt . . .

Zwischendurch blieb er manchmal vor dem großen Bilde mit dem Trauerflor stehen, wagte jedoch nicht, hinauf zu blicken und flüchtete in ein anderes Zimmer. Dann stand er wieder oben vor dem Zimmer der Kranken und lauschte an der Tür, wollte jedoch nicht hineingehen. Ging dann wieder auf lautlosen Filzpantoffeln und mit dem Lichte in der Hand die Treppe hinunter, während der Wintersturm die ganze Nacht hindurch piff und heulte.

Dann schickte er ein halbbedecktes Dienstmädchen hinauf, um nachzufragen, und als die Magd sich wieder zu Bett legen wollte, klingelte er wieder, und sie mußte von neuem hinaufgehen.

„Wie geht es jetzt?“

„Sie phantasiert weiter.“

Dann irrte er wieder durch die öden Räume mit dem Licht in der Hand. Am nächsten Tage ging er nicht auf's Bureau, und als Doktor Lindström am nächsten Vormittag von der Kranken herunterkam, bebte die Stimme des Großhändlers, als er den Arzt ansah und fragte: „Nun?“

Der Arzt hoffte, es sei anzunehmen, daß sie mit ihrer jugendlichen Kraft die Krankheit überstehe.

Zweimal vierundzwanzig Stunden lag Regina zumeist besinnungslos. Das alte Mädchen blickte oft das junge halbtote Gesicht mit der weißen Stirn an und dachte: „Gott weiß, wie das abläuft.“

Während das Mädchen eines Nachts vor dem Bette saß, schlug Regina die Augen auf und starrte es wirr an.

„Hören Sie,“ sagte sie unnatürlich laut, „Sie sollen einen Brief schreiben.“

„Einen Brief? Ja, das will ich gern. Vielleicht an Ihre Mutter?“

Die Brust der Kranken ging schwer, sie stierte vor sich hin: „Mutter — nein, sie ist tot. Sie sollen schreiben an — ich werde Ihnen etwas anvertrauen, was sonst niemand wissen darf. Hören Sie — ich . . . ich habe . . .“

Aber weiter konnte sie wohl nicht, sie versank wieder in die schlaffe, schwere Betäubung und schloß die Augen.

Was hatte sie gemeint? Das alte Mädchen blieb sitzen und sann nach. Aber mitten in der Nacht begann die Kranke plötzlich zu schluchzen:

„Gebt es mir!“ sagte sie und streckte die dünnen Arme hoch, „gebt es mir wieder.“

„Nst, Nst.“ sagte das alte Mädchen, „Was wollen Sie haben, Fräulein?“

„Sehen Sie nicht, dort oben sitzt er und hält es im Schoß. Er will es mir nicht wieder geben. Ich habe es getötet. Für mich gibt es hinfort keine Gnade. Jetzt bin ich verloren!“

Das alte Mädchen kniff den Mund ein und begann sie wieder in die Decke zu wickeln.

Einen Monat hütete Regina das Bett. Als sie anfing sich zu erholen und sich in den Kissen etwas aufsetzen konnte, war schon Februar, und die Sonne beleuchtete mehrere Stunden den Fußboden ihres Zimmers.

Sie wurde wie eine Prinzessin gepflegt. Bekam Extrakte und stärkende Weine. Der geringste Wunsch setzte das ganze Haus in Bewegung. Der Großhändler ließ sich auch ferner nicht sehen, aber sie ahnte in ihm den guten Hausgeist, der stets ihrer gedachte.

Als sie zum erstenmal einige Stunden aufstand, glaubte sie ein neues Leben gewonnen zu haben und empfand volle Dankesfreude. Selbstverständlich wollte sie in diesem neuen Leben alles frühere gutmachen, deshalb war es ihr ja beschied. Und sobald sie ganz gesund war . . . ja, was dann? Sie starrte in einen dichten Nebel.

Eines Tages ließ sie sich einen Spiegel bringen und fand sich häßlich.

„Auch gut,“ dachte sie, „wozu brauchst du auch künstlich Schönheit?“

Und nun sammelten sich alle Gedanken für die Zukunft um das Kind. Wenn die Sonne sie umfloß, folgte das Kind. Alle Pläne fanden wie selbstverständlich den Weg zu ihm, genau wie die Pflanze in der Zimmerede dem Fenster zuwächst. Je mehr Leben sie gewann, um so inniger vertraute sie mit dem einzigen, was ihr teuer war. Eine warme, helle Sehnsucht war in ihr, als müsse sie ihr eigenes Herz wieder gewinnen. Wer dem Tode nahe war, ist mutiger. Die Schwierigkeiten erschienen jetzt gering. Die Verwandten, das Urteil der Leute, die Gedanken an einen Mann, alle diese Wurzeln mußten nicht mehr ausgerodet werden, sie wickelten von selbst im Schatten der einen Sehnsucht.

Während sie hier herumsaß und gepflegt wurde und nichts arbeitete, vermengten sich ihre Vorstellungen immer inniger mit dem Kinde. Sie kleidete es an und aus. Sie nähte seine Kleider. Sie blickte in seine Augen, fühlte das feine, weiche Gesicht an ihrer Brust, bemerkte den eigenartigen Kindergeruch — alles erwachende Erinnerungen aus der Anstalt. Wenn jemand hereintrat, konnte sie sich wundern, daß man das Kind nicht mitbrachte und sagte: „Wir haben es gefunden. Hier ist es.“

Und die Februarsonne schien hell durch die mit Eisblumen bezogenen Fenster, und der Frühling näherte sich, und sie sah hier glücklich mit fröhlichen Augen und blickte den Sonnenstrahlen wie einem lichten Beschluß entgegen.

Als sie ihre gewohnte Tätigkeit in den Zimmern wieder aufnahm, folgte ihr das Kind auf jeden Schritt. Jetzt wurde es bald ein Jahr. Es lachte, hatte ein paar kleine Zähne, es sagte vielleicht Mama — zu einer anderen. Es wurde von fremden Händen gewaschen, es wurde in den Schlaf gesungen . . . nein, sie hielt es nicht aus! Was sie ansah, erinnerte sie an das Kind. Die Bilder auf dem Steingutservice, die Blumen im Zimmer, die Nippysachen, alles konnte als Spielzeug dienen. Ja, sie brauchte nur Nadel und Zwirn zu nehmen, um die kleinen Kinderhosen, die gestickt werden mußten, vor sich zu sehen.

Und so schreibt sie dem Professor wieder, dieses Mal verlangt sie den Aufenthalt des Kindes zu erfahren. Ihr Plan ist fertig. Sie will ihren kleinen Jungen nehmen, nach Amerika reisen, sich dort verkriechen, arbeiten, waschen, nähen, gleichviel was, nur sich und ihr Kind versorgen.

Wochen verstreichen, der Professor bleibt stumm.

(Fortsetzung folgt.)

Oxenstiernas Tagebuch.

Ich werde es nie wie mein seliger Namensvetter zum Kaiser bringen. Bleib mein Lebtage ein armseliger Geheimrat, der schwerlich auch nur Exzellenz werden wird. Das kommt daher: Ich weiß wenigstens noch, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird. Die anderen aber, die vorwärts kommen, regieren zwar nach Oxenstiernas ewiger Einsicht, aber sie werden sich dessen nicht bewußt. Ja, beim Glase Wein spotten sie vielleicht über ihr Handwerk, aber

nur um die geistige Ueberlegenheit zu dokumentieren. Es ist Aufgeblasenheit, was selbst in ihren Hymnen über sich selbst steckt. Ich aber weiß, daß ich ein Schächer und Betrüger bin. Ich fühle die Hochstapelei unseres Berufs. Und wenn ich nicht vier heiratsfähige Töchter hätte, ich würde am Ende noch ein ehrlicher Flickschuster. Wenn . . .

Das ist das Aufregende für mich: Keiner von den Hunderten und Tausenden, die in den Amtsstuben und Hofbüros arbeiten, tritt einmal hinaus, alle Lasten der Lüge abwerfend, und schreit in die Welt: So ist es, das ist die Wahrheit, laßt Euch nicht weiter zum Narren halten! Keiner einziger findet den Mut. Es scheint, sie haben alle heiratsfähige Töchter, oder sie leben am dummen Ehrgeiz an der leeren Geschäftigkeit. Und diese stumme Schlerei nennen sie am Ende Beamtenpflicht, Patriotismus oder sonstwie, was klingt. Fünfzig Jahre später, nach ihrem Tode, findet man bestenfalls ihre Aufzeichnungen und schaffst sie in die Druckpresse. Wenn die Wahrheit von vorgestern nichts mehr nützt. Und außerdem lügen sie selbst vor dem weichen Papier. Sie wollen der Nachwelt doch aufbinden, wie wichtig sie gewesen. Geschichtsquellen!

Die revolutionärste Forderung, die jemals erhoben ist die Offenheit. Ja, wenn wir im Schaufenster arbeiten müßten, hinter Spiegelscheiben. Dann verliert Oxenstierna selbst die Badeschalen der Weisheit. Steht ein Bettelweib ein Bündel Reisig, so genießt sie vor Gericht den Schutz der Offenlichkeit. Stehen ein halb Duzend Narren, die sich Minister nennen, ganzen Völkern das Recht auf Leben, auf Glück, betrogen sie die Zeit, den Weltgeist, die Notwendigkeit selbst um ihre Ansprüche, dann ist Diskretion Ehrensache. Es bleibt alles in den Alten und Archiven. Die Opfer dürfen nicht erfahren, woher und wohin und wodurch.

Die Pfaffen haben die Logik der Vorsehung unverwundbar gemacht. Ein Höllewitz: Ihr jammert, daß Ihr die Wege der Vorsehung nicht begreift, nichts fühlt von ihrer Weisheit und Güte! Welche Verblendung! Das war ja gerade die tiefste Weisheit und Güte der Vorsehung, daß sie Euch das Verständnis für ihr geheimnisvolles Walten nahm. Wie könnt Ihr, unfähig für das Begreifen des Unbegreiflichen, an der Weisheit und Güte des Unbegreiflichen zweifeln?

Das haben die Pfaffen der Diplomatie der Kirche gut abgedudelt. Wie dürfen die Völker mit den Regierungen hadern! Sie wissen ja gar nicht, was die Lenker bestimmt. Und das ist gerade die allerheiligste Pflicht der irdischen Vorsehung, die Geheimnisse ihres Tuns nicht auf den Markt zu bringen. Das Wissen ist der Tod. Es vereitelt die Erfolge und schafft Verderben. Der Diplomatie kann demnach niemals etwas passieren. Die anderen erfahren immer erst, wenn sie's am eigenen Leibe fühlen. Geht's gut, so war es das Verdienst überlegener Weisheit. Gerät's schlimm, so dürfen sie sich nicht beklagen, denn sie kennen die Motive und Schwierigkeiten der Einzelweihen nicht. Ihr wollt diese Motive und Schwierigkeiten gar wissen? Verblendete Toren — der Verrat würde Euerer Lage nur verschlechtern! In der Tat, wir sind gepanzert.

Ein chiffriertes Telegramm, das die Befehle enthält: „Kaufe 10 000 Tonnen Roggen“, ist für die Nichtbesitzer des Schlüssels geheimnisvoller, schwerer zu lösen, als die letzten Rätsel der Natur und Menschheit.

Das ist unser Handwerk: Wir regieren chiffriert. Sie vermuten hinter den dunklen Namen tiefste Offenbarungen. Aber wir, die den Schlüssel haben, wissen, daß in besseren Fällen ein kleines Geschäft, in schlimmeren eine große Dummheit gehandelt wird. Ich begreife nicht die Zeitungsschreiber, daß sie sich mit den vergeblichen Dechiffrierungsversuchen abquälen, anstatt entweder den Schlüssel zu verlangen oder uns zu ignorieren. Ich schäme mich vor dem Scharfsinn der Konjunkturpolitiker, die große, gewaltige Zusammenhänge unseres Wirkens konstruieren, anscheinend ahnungslos, daß wir nur irgend eine Uebermächtigkeit, einen Schnupfen, eine Eitelkeit, einen hysterischen Anfall, eine Postengrille, ein Geldbedürfnis chiffrieren. Mein Kollege empfängt jeden Mittag die Zeitungshändler der großen Politik, die lieber einen Geheimrat als ihren Verstand zu Rate ziehen. Eigentlich wohl nicht „lieber“. Sie müssen. Die Verleger heischen's. Wir haben nicht nur das Glück der Diskretion, sondern auch das der Information. Jeder Verleger zittert, daß der Konkurrent eine Information bringt, die er nicht hat. Dafür müssen nun ihre Schreiber nur wiederläuen, was wir ihnen in den Trog legen. Wahres Hundefutter mit Informationen, die noch schlechter als Hundefutter sind. Im Vlatte liest man dann, von Ost bis West, von Nord bis Süd, was der Kollege tiefinnig geschwätzt. Wir sollten alle wegen Bestechung und geistiger Nahrungsfälschung angeklagt werden.

Die Diplomatie macht dennoch Fortschritte. Früher rebete sie, um ihre Gedanken zu verbergen. Jetzt plaudert sie, um überhaupt nicht denken zu müssen.

Gerade ein Jahr ist's her. Da kam der Chef in mein Zimmer und verlangte den Hofkalender. Er blätterte, las und sagte dann: „Sagen Sie, sie reden drüben viel über Marokko. Frankreich und England wollen einen Vertrag schließen; man hat ihn uns zur Kenntnis geschickt. Das geht uns doch nichts an!“ „Gewiß

nicht," erwiderte ich höflich! „Aber da gibts bei uns Aerie, die wollen alles mögliche annekieren, sogar Marokko, was ja wohl am Mittelmeer liegt. Na, ich werde ihnen beweisen, daß wir nicht Hans Dampf in allen Gassen sind.“... Der Chef übertraf sich im Parlament selbst. Die Marokkaner wurden ausgelacht. Die Drehtreute brauchten diesmal gar nicht zum Trichter-Kollegien zu kommen, sie verherrlichten aus Eigenem den Triumph besonnener und glänzender Staatsmannskunst. Heute ist Marokko nationale Lebensfrage. Die ganze Bureaucratie studiert Brochhaus und Meyer. Warum? Ein paar Leute haben von dort geschrieben, daß sie infolge des französischen Einflusses geschäftlich geschädigt werden. Der Erfolg der Franzosen war allerdings so groß, daß irgend ein Hummel ausgehört werden mußte, um zu beweisen, daß auch wir noch auf der Welt sind. Der Chef selbst schreibt im Maschinengewehrstil gegen Frankreich. Unsere Ehre liegt plötzlich in Marokko fest. Wozu haben wir Soldaten, Kanonen und Millionen von Menschen, die sich töten lassen, wenn's befohlen wird?

Marokko ist in der Tat ein interessantes Land. Eine souveräne, absolute Monarchie, die seit 1200 Jahren unverändert besteht. Die einzige wohl in der Welt. Man kann dort studieren, was die Monarchien leisten. Der Staat besteht aus Räubern und Verraubten. Aber man ist dort tolerant: die Parteien tauschen auf die Rollen. Die Räuber lassen sich mal berauben, und die Verraubten räubern. Ausgleichende Gerechtigkeit! Gingen bei uns müssen die beiden Verufe in dauernder Scheidung bleiben. Man nennt das historische Weltverständnis, kontinuierliche Entwicklung, Erhaltung des Bestehenden, mit einem Worte: Kultur. Wenn bei uns die Verraubten mal ihrer geschichtlichen Mission überdrüssig werden und nach den Räubern schielen, heißt's gleich: Umsturz, Hochverrat! Jeder bleibe bei seinem Leisten! So will's Gott.

Wenn die Herrschaften von der Zunft sich jetzt begrüßen, sagen sie statt „Guten Morgen!“ „Was wollen wir in Marokko?“ Und alle grienen außerordentlich wichtig.

Den Chef hörte ich heute memorieren: „Der sozialdemokratische Herr Abgeordnete fragte mich nach unseren Absichten und Gründen. R. G. 1 Wir lassen uns unsere Pflichten nicht von jener Seite vorschreiben. Richtung, Inhalt, Termine der Weltgeschichte bestimmen ich, nach meinem Ermessen. Ich frage aber den Herrn Abgeordneten, er soll endlich das verschleierte Bild des sozialistischen Zukunftsstaates enthüllen. Er schweigt. Er weiß also nichts. Ich aber kann ihn versichern, so lange ich an dieser Stelle stehe, so lange es eine preussische und deutsche Monarchie gibt, werde ich zu verhindern verstehen, daß dieser Zuchthausstaat, ja, meine Herren, Zuchthausstaat Wirklichkeit werde.“ Nach dieser Tirade klatschte er stürmisch in die Hände und rief Bravo!

Welcher Tertianer dürfte solche Logik ungestraft wagen! Zwar wissen wir nicht, was morgen sein wird, aber wir verlangen genau zu erfahren, wie es in einem Jahrhundert aussehen wird. Dann behaupten wir und machen es den Noten zum Vorwurf, niemand könne sagen, wie der sozialistische Staat aussehe, und dann wissen wir es selbst doch wieder ganz genau, daß es ein Zuchthausstaat sein wird.

In der Leipziger Straße sah ich heute einen Anfänger in der Kunst des Zeitungshandels, der klagend zu einer Verwandschaft ging, weil er seine Ware nicht los wurde. „Sie müssen was ausrufen“, rief die erfahrene Frau. „Ja, was denn? Ich finde nichts“, erwiderte der andere verzagt. „Rufen Sie: Selbstmordversuch des Zaren!“ empfahl die Händlerin. Als bald schrie sie auch mit schriller Stimme: „Selbstmordversuch des Zaren!“ Und ich — ich kaufte richtig das Blatt und las irgendwo eine Notiz, daß die Gerüchte von einem Selbstmordversuch des Zaren völlig sinnlos seien.

Welch tiefe Psychologen sind doch diese Zeitungshändler! Ist es nicht auch unsere ganze Regierungskunst, immer irgend was Packendes anzuschreiben? O, wir Zeitungsschreiber der Historie, die wir verhungern!

Ich beginne mich immer mehr für Marokko zu begeistern. Ich wäre bereit, für die Norddeutsche“ zu schreiben. Es ist sicher das vorurteilsloseste Land der Erde. Denn man bei uns daran, bei allerhöchsten Empfängen Einbrecher aus den Zuchthäusern zu kommandieren oder gar noch nicht abgefangene Raubmörder gegen Zustimmung freien Geleits zur Huldigung zu veranlassen? In Marokko ist man über solche kindischen Bedenken erhaben. Der große Räuber hat dort seinen Preis. Raifuli ist der Repräsentant marokkanischer Herrlichkeit. Sollte die Szene nicht aber doch ein wenig unvorsichtig arrangiert sein? Wie nun, wenn in Raifuli plötzlich der Lösegeldappetit erwacht und der deutsche Reichstag in seiner berichtigten Knauerigkeit an seiner Forderung Abstriche macht? ...

J. o.

Kleines feuilleton.

— Sächsisch Volkswörter. Für Gebächte sagt man (um Lommachsch) auch Ducht, in Lausitz ist Ducht so viel wie Haufen,

z. B. nächtigen Hamse enne ganze Ducht Nlem (Müden) gemaus; im Erzgebirge dient Ducht als Sammelbegriff für allerhand abgenutztes Gerät, alten Kram, Wäsche (an ganz Ducht Wesch), dann überhaupt im Sinne von Menge, Gesellschaft: de Rinnerducht, meist verächtlich von schreienden, tobenden Kindern; so spricht man um Waldheim-Leisnig von Zigeunerducht und Mauseducht, in Oberhau ist Ducht schlechtweg Bande, Pack, liederliche Gesellschaft. So wird das Wort auch in Dresden gebraucht, gleichzeitig aber von den damit gemeinten Personen auch auf die Dertlichkeit übertragen, die sie betöhlen, die Ducht ist ein liederlicher Winkel, ein kleiner, enger Raum zum Wohnen und Schlafen. In Leipzig ist Ducht sowohl für Dorf wie für Bett gebräuchlich, man haut sich in die Ducht, kann man sich schlafen legt. Mit der Ducht läßt sich der Guttch oder Gottch zusammensetzen, womit ebenfalls Pack, liederliches Volk, überhaupt Volk in verächtlichem Sinne bezeichnet wird (oben sah das Kömize und unten der ganze Gottch), ein zweifelhaftes, rohes „Chor“ (Verwechslung mit Korps), auch Schräg genannt (von schroten = zerschneiden); wer zum Gottch gerednet wird, läßt es mindestens an „Benehme“ fehlen, häßt nicht genug auf Anstand. Wie man da den Gottig von haute volée ableiten will (Mitteilungen des S. f. sächs. Volkst. 3, 149) bleibt selbst unter Zuhilfenahme des „vornehmen Pöbels“ unklar; aber auch mit dem Guttchen steht das Wort nicht im Zusammenhang. Vielmehr gehört es zu dem in Sachsen weniger gebräuchlichen S u d e l für Lumpen im eigentlichen Sinne; den moralischen Lumpen bezeichnet die ältere Sprache als Gattel, das Lumpenpack als Hudemanns Gefinde (eigentlich Lumpensammlers Gefolge). Wir haben vom Gudel (in Oberbairisch) das Zeitwort hudeln = plagen (nörgeln, Pögan) und das Hauptwort Gudelei = Unordnung, Schwierigkeit. Dieser Herleitung des Wortes zufolge wird man den Gottig zunächst nicht in vornehmen Stadtteilen suchen, er wohnt vielmehr uffn Gottch oder uffn Fiebg, d. h. in mindertwertiger, unschöner Lage. Diese Bedeutung läßt sich unschwer aus dem ursprünglichen Begriffe Viebg, d. i. Viehweg, ableiten. Er bezeichnet aber nicht nur einen dem Vieh vorbehaltenen Weg, im östlichen Erzgebirge meist einen Hohlweg, sondern auch die Viehtrift; in Niederschönau bei Freiberg heißt noch jetzt ein Ager vor dem Dorfe Viebch und in Oberbairisch ist der Name auch für den in Felder verwandelten Viebch beibehalten. Was heißt aber uehcn Viebch in Binsch? Nur wer zu Geithain Beziehungen hat, findet die Deutung: oberhalb des Viehwegs in Wenigossa. In Dresden gab es wohl keinen Viebch, wohl aber eine Kuhbläse und Wernidalgemeinde, ehemals jedenfalls eine nur für Guttch geeignete Wohnungsanlage in der Gegend am Elias-Friedhofe und am Terrassenufer oder in der Golelvorstadt, d. i. die Birnaische Vorstadt mit den früheren Holzhöfen. Wernidel heißt eigentlich die Weidenrute, mit der je ein Bund „gespelttes“ Holz zusammengebunden wird. (Zuschriften werden erbeten an den Ausschuh zur Sammlung sächsischer Volkswörter, Dresden-A., Breitestraße 7, 1.) —

— Pellagra. Als Pellagra bezeichnet man eine ursprünglich nur in Oberitalien beobachtete eigentümliche Krankheit, die ihrem endemischen Auftreten entsprechend auch als mailändische Rose und lombardischer Auszug angesprochen wird. Später konnte man die Krankheit auch in Südfrankreich, Rumänien und anderwärts in allen den Gegenden häufig beobachten, wo namhafter Maisanbau betrieben wird. Neuerdings tritt die Pellagra auch in Italienisch-Tirol auf, vornehmlich in den abgelegenen Seitentälern des Eischtals und im Sacralal, und es sind bereits gegen 150 Gemeinden davon so ergriffen, daß durchweg 2—5 Proz. der Bevölkerung als pellagrös gelten, in einigen Gemeinden steigert sich dieser Prozentsatz auf 25—30 Proz., während in Terragnolo bei Rovereto sogar die Hälfte der Bevölkerung unter dem Uebel leidet. Dabei befallt die Krankheit fast ausschließlich die unbemittelte bäuerliche Bevölkerung der betreffenden Gegenden, und zwar durchweg nur die Erwachsenen beiderlei Geschlechts in mittlerem Alter, welche im Freien und womöglich unter brennenden Sonnenstrahlen viel und angestrengte körperliche Arbeit verrichten. Als Erreger der Krankheit vermutet man auf den Maispflanzen schmarozende Pilze, die Entstehung der Krankheit aber wird auf ungenügende Ernährung, insbesondere auf den andauernden Genuß von nicht ausgereiftem oder verdorbenem Mais zurückgeführt. Die ganz bestimmten Symptome der Pellagra sind allerlei Störungen in der Verdauung mit Nervenleiden; sie führen zu vorzeitigem Kräfteverfall und jahrelangem Siechtum, verbunden mit geistiger Niedergeschlagenheit, die sich zu Melancholie, Wahnsinn und Wüßsinn steigert und auch oft in einem unwiderstehlichen Drange zum Selbstmord äußert. Die Krankheit beginnt im Frühjahr, verschwindet aber während des folgenden Winters gänzlich, kehrt jedoch im kommenden Frühjahr verstärkt wieder, verschwindet auch im zweiten Winter wieder, allerdings nur fürzere Zeit, um vom dritten Frühjahr ab ständig anzuhalten, bis fast stets vor dem siebenten Krankheitsjahr der Tod eintritt. — In der Hauptsache sind es die ungünstigen Erwerbsverhältnisse mancher Gegenden, welche der Pellagra den Boden ebnet. Die geringe Ergiebigkeit des Ackerbaues, bei welcher der Landmann einen überaus harten Kampf ums Dasein führt, und der gänzliche Mangel an anderweitigen Erwerbsquellen, die es ihm ermöglichen würden, die Kargheit des heimatischen Bodens im Wege des Austausches anderer Werte gegen Nahrungsmittel wett zu machen, haben — wie in einzelnen Gegenden Oberitaliens und Frankreichs — der Krankheit auch in Südtirol Eingang verschafft,

und sie erscheint auch hier wie anderwärts als der gefährlichste und hartnäckigste Feind der Volkswohlfahrt. — („Prometheus.“)

ka. Das menschliche Elend in den englischen Obstkammern schildert in anschaulicher Weise A. G. Grant in seinem von uns bereits angezogenen Werke „Internationaler Obstbau und der Weltmarkt.“ (Verlag von Fr. Meyer, Hamburg-Gilbed.) Die Löhne, welche die Pflücker des Obstes in den Beerenobstbistrikten verdienen, sind so geringe, daß kein „anständiger Mensch“ sich als Tagelöhner in die Plantage begeben will. Profitgier und Konkurrenz haben die Jagd nach billigen Arbeitskräften auf den höchsten Gipfel des Erreichbaren getrieben und die Arbeiter auf das niedrigste Niveau der Lohnsklaverei gebracht. Das ausbeutungsfähige Menschenmaterial finden die Obstfarmer in den Varias der Gesellschaft, den Ausgestoßenen, die als heimatlose „Bagabunden“ ohne Obdach und Verdienst das Straßenpflaster der Großstädte treten, jenen tramps, die in einer Anzahl von 37 000 allein in London vorhanden sind und in ihrem offenen zur Schau getragenen krassem Elend die christlich-bürgerliche Gesellschaft in der fürchterlichsten Weise anklagen. Für jene zerlumpen und mit Ungeziefer aller Art behafteten Leute, die oftmals seit Wochen „leinen warmen Löffelstiel im Leibe gehabt“ haben und seit Monaten selbst die Nächte obdachlos verbracht, bedeutet die Obstsaison oft den einzigen Lichtblick in ihrem kümmerlichen Dahinvegetieren. Wenn in Kent die Kirchen zu reisen beginnen, dann hebt in London die Auswanderung dieser Aermsten der Armen nach den herrlichen Obstgärten an; sie erreicht ihren Höhepunkt, wenn die Erdbeerernte in vollstem Schwunge ist. Tausende von tramps und „Slum“-Bewohnern verlassen dann die Niesenstadt an der Themse und wandern durch die südsächlichen Vorstädte nach dem Dorado der Beerenobstkultur, wo sie sich einzeln oder gruppenweise den Farmern zur Ausbeutung zur Verfügung stellen. Da für die Weherbergung dieser Proletariermassen nur in den seltensten Fällen irgendwelche Vorkehrungen getroffen sind, so haufen Männer, Frauen, Knaben und Mädchen oft unter den schauerhaftesten sanitären Verhältnissen, die geradezu eine Gefahr für die benachbarten Gemeinden in sich schließen. Weit größer aber noch ist die Gefahr für die Obstkonsumenten. Die medizinische Zeitschrift „Lancet“ schrieb kürzlich, der größte Teil der Früchte werde gepflückt von den zerlumptesten und schmutzigsten Leuten, „die reinlich veranlagte Menschen nicht einmal mit der Zunge anfassen würden.“ In der Tat wollen selbst die Landleute in den Obstbistrikten, mögen sie noch so arm sein, niemals Früchte anfassen, die durch solche Fruitpickers gepflückt wurden. Die einzige gerechte Tatsache im Verlaufe der Dinge ist die, daß jene von schmutzigen, mit Ungeziefer bedeckten und durch das elendeste Proletarierleben mit Krankheiten verpehten Menschen gepflückten Früchte eben nicht bloß von den Arbeitern der Großstädte, sondern auch von jenen „Herden der Gesellschaft“ genossen werden, deren enormer Luxus nur möglich ist durch die Proletarisierung, ja Vertierung ungezählter Menschenkinder. Nur wenige Obstfarmer haben bisher diese unglaublichen Zustände zu ändern getrachtet. — Auch in Deutschland werden übrigens Lumpenproletarier vielfach während der Obsterte verwendet, z. B. in Mitteldeutschland. Schreiber dieses entsinnt sich, während einer Bauarbeiterausperrung einen Streikbrecher unter einem auf der „Herberge zur Heimat“ in Halle aufgelegten Trupp Desperados angetroffen zu haben, dessen einziges Legitimationspapier ein Entlassungsschein war, auf welchem geschrieben stand: Beruf: Stirschenpflücker. —

Medizinisches.

hr. Die epidemische Genidstarre. Die starke Ausbreitung der epidemischen Genidstarre in den verschiedenen Gegenden Deutschland scheint, zumal wenn man die Statistik der letzten Jahre zum Vergleiche heranzieht, darauf hinzudeuten, daß diese gefährliche Krankheit in der Zunahme begriffen ist. Denn in Preußen wurden im Jahre 1902 125 Erkrankungsfälle gezählt, während diese Zahl 1900 bloß 99 betrug. 70 Prozent der Erkrankten starben, während im allgemeinen die Sterblichkeit an dieser Krankheit bloß 30—40 Prozent beträgt. Die Genidstarre gehört zu den jüngsten Volkskrankheiten, sie ist erst im letzten Jahrhundert aufgetreten, in Deutschland ist sie erst seit den 60er Jahren heimisch geworden, seitdem vergeht kein Jahr, in welchem nicht eine mehr oder minder ausgebreitete Epidemie zu verzeichnen ist.

Die Krankheit ist eine eminent soziale Krankheit, hygienische Mißstände, wie schlechte Ernährung, schlechte Wohnungsverhältnisse, Mangel an Luft und Licht begünstigen ihr Entstehen, daher sind die Insassen der Gefängnisse und Arbeitshäuser besonders bedroht. Epidemien treten mit Vorliebe in Keller- und Hofwohnungen auf, wo arme, kinderreiche Familien zusammengedrängt wohnen. Mit Vorliebe wird das Militär befallen und vor diesem oft die Krankheit nach anderen Orten verschleppt. Bei der Entstehung der Militärepidemien werden oft körperliche und geistige Ueberanstrengungen als Ursache beschuldigt. Besonders häufig werden Nekruen von der Krankheit ergriffen; in Frankreich hat man mehrmals die Wahrnehmung gemacht, daß möglichste Erleichterung vom Dienste das wirksamste Mittel war, um die Epidemie zum Erlöschen zu bringen. Auch meteorologische Einflüsse scheinen sich geltend zu machen, denn gewöhnlich treten die Epidemien im Winter und Frühling auf. Vorwiegend werden Kinder und jugendliche Personen befallen, Personen, welche das dreißigste Jahr überschritten haben, erkranken selten.

Die Krankheit besteht in einer eitrigen Entzündung der weichen Gehirn- und Rückenmarkshäute, doch setzt sich dieselbe auch häufig auf das Gehirn und das Rückenmark selbst fort. Die Symptome sind diejenigen eines schweren Gehirnleidens: Kopfschmerzen, Erbrechen, Benommenheit und Steifheit des Nackens. Die eitrige Entzündung setzt sich sehr häufig nach dem Gehörorgan fort, daher bleiben andauernde Gehörstörungen sehr häufig nach Ablauf der Krankheit zurück. Bei kleinen Kindern kann Taubheit die Folge des Gehörverlustes sein. Die Dauer der Krankheit beträgt mindestens 3—4 Wochen.

Die Krankheit wird durch einen Parasiten hervorgerufen, der öfters im Nasenschleim der Kranken gefunden wurde. Da die Uebertragung der Erkrankung von einer Person zur anderen in vielen Fällen wahrscheinlich ist, so ist zur Verhütung der Weiterverbreitung der Erkrankung notwendig, daß die Erkrankten abgefordert werden und daß die Familiengenossen vom Schulbesuch ferngehalten werden. Die Wohnräume, die Kleider, die Wäsche, namentlich die Schnupftücher, müssen desinfiziert werden. Auswurf und Nasenschleim dürfen nicht auf den Boden gebracht werden. Infizierte Wohnräume müssen unter Umständen gänzlich geräumt werden. Notwendig ist die Besserung der Lebensverhältnisse derjenigen Menschenklassen, welche von der Seuche besonders bedroht werden, namentlich hinsichtlich Ernährung, Luftgenuß usw. In Epidemiezeiten muß der Einzelne in bezug auf körperliche und geistige Anstrengungen Maß halten und sich vor Ergeßen jeder Art in acht nehmen. —

Humoristisches.

— Belohnung. Junge Frau (beim Mittagessen erzählend): „... Zuerst hab' ich der armen Frau zwei Teller Suppe gegeben, und dann hat sie noch fünfzig Pfennig bekommen!“

Mann: „Die hatte sie auch verdient!“ —

— Ein Praktikus. Tourist (zum Führer): „Früher fand man auf dieser Höhe Quellen, aus denen frisches Trinkwasser sprudelte.“

Führer: „Ja wissen S', gnä' Herr, die hat der Wirt vom Unterkunfts'haus alle verstopfen lassen!“ —

— Ein moderner Junge. „Na, Karlchen, heute ging's ja wieder 'mal recht lebhaft zu im Arbeitszimmer Deines Vaters! Was war denn da los?“

„Weißt Du, Onkel, ich und Vater waren wieder einmal verschiedener Meinung in einer Sache, und dabei überschreitet er leicht die Grenzen sachlicher Würde und betritt das persönliche Gebiet!“

„Aha, und das klatscht dann immer so!“

(„Fliegende Blätter.“)

— Aus dem Gerichtssaal. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Vor dem Schöffengericht einer kleinen rheinischen Stadt steht der Jupp (Joseph) Schmitz. Er ist angeklagt, unberechtigterweise gefischt zu haben. Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb er an dem Wache geangelt habe, erklärt Jupp, daß er sich als Einwohner seines Dorfes dazu berechtigt glaubt habe.

Vorsitzender: „Also Sie fischten mit bona fides?“

Schmitz: „Nä, Herr Präsident, mit ner Burn.“

Vorsitzender: „Sie verstehen mich nicht. Ich meine, ob Sie in gutem Glauben fischten?“

Schmitz: „Dat versteht sich, römisch-katholisch!“ —

Büchereinkauf.

— Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von: Bücher der Weisheit und Schönheit. — Magim Gorki. Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von August Scholz. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. Preis geb. 2,50. Mark. —

— Duimchen, Theodor: Kopf und Herz. Roman. 3. Auflage. Berlin. Hüpeden u. Merzjn. —

— Krauß, Friedr. S.: Kulturgeschichtliche Romane. Band I. Leo Norberg: Fräulein Kapellmeister. Band II. Leo Norberg: Millionenwahn. Leipzig. Deutsche Verlags-Gesellschaft. Preis je 3 M. —

— Mario Pratesi: Venezianische Erinnerungen. Deutsch von E. Müller-Möber. Berlin. Hüpeden u. Merzjn. —

— Doppel-Wronikowski, Friedrich von: Aus dem Sattel geplaudert. Zweite, völlig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin. Hüpeden u. Merzjn. Preis 2 Mark. —

— F. A. Esche: Ritter der Landstraße. Nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. 4. Auflage. Kiel. Robert Cordes. Preis 1 M. —

— F. W. Förster: Lebenskunde. Berlin. Georg Reimer. Preis geb. 6 M. —

— Aus Natur und Geistesleben. — R. Vater: Dampf und Dampfmaschine. Mit 44 Abbildungen. — R. Börnstein und B. Markwald: Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. — Th. Wolbehr: Bau und Leben der bildenden Kunst. Mit 44 Abbildungen. Leipzig. W. G. Teubner. Preis des gebundenen Bändchens 1,25 M. —

— Alfred Groß: Elektrizität und Magnetismus. Mit 285 Abbildungen. Stuttgart. Strecker u. Schröder. Preis geb. 3 M. —